



**BERLINER
WISSENSCHAFT-
LERINNEN
STELLEN
SICH VOR**

Nr. 28

Angelika Ebrecht-Laermann

**Bemächtigung, Verschmelzung und
soziale Beziehung – Narzißmus und
Objektliebe im Geschlechterverhältnis**

Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe
„Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor“
der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und
Frauentorschung an der Freien Universität Berlin

21. Juni 1994

ISSN 0936-2819

Angelika Ebrecht-Laermann

Nr. 28

**Bemächtigung, Verschmelzung und soziale Beziehung -
Narzissmus und Objektliebe im Geschlechterverhältnis**

Vortrag im Rahmen der Vortragsreihe

"Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor"

der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und
Frauenforschung an der Freien Universität Berlin

21. Juni 1994

Herausgegeben von der
Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien
und Frauenforschung
an der Freien Universität Berlin
Königin-Luise-Str. 34
14195 Berlin

Redaktion: Dr. Ulla Bock
Druck: Zentrale Universitätsdruckerei
Berlin 1994

ISSN 0936-2819

Vorwort

Seit dem Sommersemester 1988 organisiert die Zentralleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der FU das *Forum Berliner Wissenschaftlerinnen stellen sich vor*. Mit diesem Forum wird Wissenschaftlerinnen eine Möglichkeit geboten, ihre Arbeiten, die dem Bereich Frauen- und Geschlechterforschung zugerechnet werden können, der Öffentlichkeit vorzustellen. Als Referentinnen werden nicht nur Wissenschaftlerinnen der FU angesprochen, sondern aus Gesamt-Berlin, auch solche, die nicht in einer Hochschule eingebunden sind.

Die Vorträge des jeweiligen Forums werden so ausgesucht, daß sie entweder unter einem Thema subsumierbar sind oder aus einer Fachdisziplin kommen, so daß nicht nur die Referentinnen miteinander in einen wissenschaftlichen Austausch treten können, sondern auch für die Zuhörenden der Anreiz besteht, alle Vorträge eines Forums zu hören und so für ein Semester den gewünschten Diskussionszusammenhang herstellen.

Im Sommersemester 1994 sprachen in der Mehrheit Referentinnen, deren theoretischer Hintergrund die Psychoanalyse ist, wobei Aspekte der sozial- und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung in ihren Überlegungen eingingen.

Dem Forum im Sommersemester 1994 ging ein Aktionstag am Psychologischen Institut der FU voraus, den Kolleginnen des Instituts organisiert hatten. In diesem Rahmen fand ein Gedankenaustausch hinsichtlich der Möglichkeiten einer strukturellen Verankerung von Frauen- und Geschlechterforschung am neu zu bildenden Studiengang Psychologie statt. (An der FU waren bisher zwei Institute für Psychologie angesiedelt, die zukünftig zusammengefaßt werden sollen.) Die Einrichtung einer Professur mit Denomination Frauenforschung wird als *eine* Möglichkeit angesehen, nicht nur die Forschung in diesem Gebiet kontinuierlich weiterzuentwickeln, sondern auch die Umsetzung der Ergebnisse der Frauenforschung in der Lehre zu sichern und bessere Bedingungen für die Nachwuchsförderung in diesem Bereich zu schaffen. Nach diesem Aktionstag wurde in den Entschei-

dungsgremien der FU beschlossen, daß im neuen Studiengang Psychologie eine der nächsten freiwerdenden Stellen in eine Frauenforschungsprofessur umgewandelt werden soll, und zwar im Laufe des folgenden Jahres. Ein Erfolg in der Tat auf der Abschlusszebene; doch angesichts einer Realität, in der keine oder nur noch jede dritte freiwerdende Stelle besetzt werden kann, erscheint eine schnelle Umsetzung dieses Beschlusses nicht sehr wahrscheinlich.

Die Vorträge des Forums im Sommersemester 1994 standen in Zusammenhang mit diesem Aktionstag und sollten einen Einblick geben, welche Fragen in der psychologischen Frauenforschung bearbeitet werden können; selbstverständlich konnte nur ein kleiner Teil der möglichen Fragenstellungen, Forschungsrichtungen etc. in der Psychologie dargelegt werden. In diesem Fall waren es vor allem Aspekte der *psychoanalytischen* Frauenforschung, die vorgestellt wurden. Es zeigt sich deutlich, daß ein großes Interesse an der Verbindung von psychoanalytischer Theoriebildung und Feminismus besteht, für die es an der FU bislang noch keinen gesicherten Ort gibt.

Für eine psychoanalytisch orientierte feministische Theoriebildung ist die Möglichkeit der Anerkennung des jeweils anderen Geschlechts als *andersartig und dennoch gleichwertig* eine zentrale Frage. Die Verschiebung der theoretischen Aufmerksamkeit von der ödipalen zur präödipalen Phase, von der Vaterbeziehung zur Mutterbindung des Kindes, wie sie in jüngerer Zeit vor allem von feministischen Theoretikerinnen vorgenommen wird, ist auch für die Referentin der Ausgangspunkt bei ihrem Versuch, eine Erklärung für die bestehenden Machtstrukturen zwischen den Geschlechtern zu finden; dabei geht es ihr um die Macht, die Frauen und Männer daran hindert, sich als autonome und selbstbewußte Individuen zu begegnen, Individuen, die es nicht nötig haben, dem eigenen und dem anderen Geschlecht die Anerkennung zu verweigern.

Ulla Bock

Bemächtigung, Verschmelzung und soziale Beziehung - Narzissmus und Objektliebe im Geschlechterverhältnis

1. Macht und Herrschaft im Geschlechterverhältnis

Im folgenden möchte ich einige Überlegungen zur Psychoanalyse der Macht im Geschlechterverhältnis entwickeln. Ich gehe von Freuds Position zu diesem Problem aus und greife einen Widerspruch auf, der aus einer unzureichenden Abgleichung seiner Narzissmustheorie mit der zweiten Triebtheorie (also dem Dualismus von Libido und Todestrieb) resultiert. Nach einigen prinzipiellen Überlegungen möchte ich zeigen, wie auf Grundlage des frühkindlichen Narzissmus soziale Beziehungen und Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern konzipiert werden können. Anschließend werde ich dann versuchen, diese Konzeption über eine Kritik der Kulturtheorie zu einer narzißmustheoretischen Reformulierung des Ödipuskomplexes zu verfolgen.

Von Autorinnen wie Nancy Chodorow, Jessica Benjamin, Christiane Olivier und Christa Rohde-Dachser sind die Machtfrage und das Geschlechterverhältnis in der Psychoanalyse systematisiert worden. Damit hat metapsychologisch eine Schwerpunktverschiebung von der Vaterbeziehung (Ödipus) hin zur Mutterbindung (Narziß) stattgefunden. Weil nach Freud die Prinzipien der Kultur, also die sozialen Verallgemeinerungen des Psychischen, in der ödipalen Vater-Sohn-Beziehung gründen, muß eine solche Verschiebung zur Folge haben, daß sich die zentrale sozialisierende Phase und der entscheidende kulturstiftende Konflikt auf die primäre Mutterbindung verlagern.

Wenn Rohde-Dachser kritisiert, es habe damit eine Schuldverschiebung stattgefunden, durch welche die Mutter zur "Quelle alles Guten und Bösen" (1991, S.208) erklärt werde, der Vater aber als "Retter und Befreier" erscheine (S.190), dann bleibt sie

der ödipalen Phantasie verhaftet, die Kulturentwicklung entsprechende einem realen Schuldzusammenhang. Verstrickung in reale Schuld ist aber nicht gleichzusetzen mit psychisch empfundener Schuld. Wollen Frauen ihre Anteile an der Kulturarbeit erfassen, dann müssen sie sich mit Konflikten konfrontieren, die sie als schuldhaft empfinden. Das heißt aber nicht, auch die Schuld zu übernehmen, die sich aus der gesellschaftlichen Herrschaft von Männern ergibt. Vielmehr sollten die Schuldgefühle von Frauen als Hindernisse auf dem Weg zu Autonomie und sozialer Verantwortung verstanden werden.

Frauen (re-)produzieren in der präödipalen Phase zwar die sozialen Machtmechanismen, können diese aber nicht in gesellschaftliche Herrschaft umsetzen. Dennoch ist ihre Macht keine "sozial unwirksame" (Rohde-Dachser 1991, S.212). Sie entstreht aus Konflikten der narzißistischen Objektfindung und wird sozial wirksam, indem sie in der ödipalen Phase durch männliche Herrschaft abgewehrt wird. M. E. ist mit der Verlagerung des metapsychologischen Schwerpunktes auf die präödipale Phase erst deutlich geworden, daß Frauen strukturell an der Kulturentwicklung mitwirken.

Ich gehe mit der feministischen Psychoanalyse insofern konform, als ich die präödipale Phase als entscheidend für die ödipale Entwicklung, für die Herausbildung einer Geschlechtsidentität wie auch für die Reproduktion sozialer Machtverhältnisse betrachte. Nicht mit ihr konform gehe ich bezogen auf die Art, wie sie Macht und Herrschaft zwischen den Geschlechtern begreift. Die feministischen Ansätze versuchen, Freuds Triebmodell zu substituieren. Das hat zur Folge, daß sie nicht ausreichend zwischen psychosozialer Macht und gesellschaftlicher Herrschaft differenzieren können.

Macht entwickelt sich dann nicht wie bei Freud aus dem frühkindlichen Triebischicksal. Sie wird vielmehr an eine sexualisierte Erwachsenenperspektive der genitalen Mutter (Chodorow 1985, Olivier 1989) oder des Sadismus und Masochismus gebunden (Benjamin 1990). Auch die nicht machtförmigen Beziehungen, das sexuelle Begehren der Mutter (Olivier), die An-

erkenntnis zweier Subjekte (Benjamin) und die Identifikation der Mutter mit ihrem Kind (Chodorow) sind entwickelte soziale Beziehungen, die nicht auf die ursprüngliche psychophysische Konstitution des Säuglings rückbezogen werden können.

Hält man an dem Freud'schen Paradigma der Entwicklung des Menschen vom Triebbündel zur psychosozialen Triebstruktur fest, und nimmt man die Perspektive des sich entwickelnden Säuglings im Hinblick auf die erwachsenen Objekte ein, dann ist zu fragen, wie sich aus der ursprünglich narzibitschen Selbstbezüglichkeit des Triebgeschehens eine soziale Beziehung herausbildet, wie also Objektbeziehungen und Machtverhältnisse im Individuum entstehen. Im Hinblick auf den topischen Aspekt dieser frühen Entwicklung vernachlässigt die feministische Psychoanalyse, daß das Ichideal der psychische Ort ist, an dem sich Macht zwischen den Geschlechtern konstituiert.

Macht, so meine These, resultiert aus dem mißglückten Versuch, aus der narzibitschen Libidoposition herauszugelangen und psychisch ein Objekt zu schaffen, eine Geschlechtsidentität zu erlangen sowie eine soziale Beziehung aufzubauen (Ebrecht 1993). Demnach kann sie sowohl als normaler, produktiver Entwicklungsprozess, als auch als Pathologie des Ichideals begriffen werden. Ihre pathologische Seite beruht auf einem Konflikt, der aus der Schwierigkeit resultiert, die Fusion von Selbst und Objekt in individuelle Autonomie und soziale Beziehungsfähigkeit zu verwandeln. Mit Max Weber (1976) und Léon Wurmser (1990) kann Macht dann weiterhin als Möglichkeit gelten, die psychische und physische (narzibitsche) Integrität eines Menschen zu verletzen oder so zu beeinflussen, daß er entweder der Durchsetzung fremder Omnipotenzphantasien, Wertungen und Idealbilder keinen Widerstand entgegensetzt oder aber umkehrt versucht, diese gegen die Integrität anderer durchzusetzen.

Machtausübung setzt voraus, daß sich die Individuen psychisch nicht als autonome soziale Subjekte begegnen. Sie besteht im aktiven Praktizieren und im passiven Erdulden von Übergriffen bzw. Manipulationen. In ihrer bipolaren Struktur entspricht sie einer unzureichenden Differenzierung der Ge-

schlechter. Nur wenn es gelingt, innere Repräsentanzen gleichwertiger und differenzierter Geschlechter zu errichten, ist es möglich, ein Verhältnis zum anderen Geschlecht zu gewinnen, das nicht von unbewußten Machtstrukturen dominiert wird.

Wenn Macht als eine Pathologie des Ichideals gelten kann, dann verstehe ich unter Herrschaft eine (derzeit männliche) Pathologie des Über-Ich. Sie beruht darauf, daß frühe Machtmechanismen durch eine Dominanz narzibitscher Aggressivität im Über-Ich abgewehrt werden. Überdies verallgemeinert, verdinglicht und verfestigt Herrschaft die (weiblich konnotierten) Machtmechanismen, d.h. sie verankert diese institutionell, strukturell und funktional in gesellschaftlichen Systemen, sozialen Handlungsstrukturen, moralischen Normen usw. Die psychischen Voraussetzungen sozialer Machtverhältnisse konstituieren sich über den frühkindlichen Narzibismus.

2. Narzibismus, Objektbeziehung und Ichideal

Der Narzibismus-Begriff wurde von Freud 1908 eingeführt und anschließend von ihm mehrfach revidiert. Zudem bildet er (insbesondere in seiner Weiterentwicklung durch Heinz Kohut) den Fokus der aktuellen metapsychologischen Diskussionen innerhalb der Psychoanalyse. 1908 geht Freud von einer narzibitschen Libido aus, die er 1914 als "Ichtriebe" den "Sexualtrieben" konfrontiert (S.143) und 1923 als desexualisierte, narzibitsche Libido begriff (S.258).¹ Dann bezeichnet er den Narzibismus aber auch als Stufe der Triebentwicklung (zwischen der autoerotischen und der oralen Phase) und als psychische Organisation (1912/1914).

Diese Mehrdeutigkeit bildet die Voraussetzung für den von Lilli Gast² und Stefan Breuer analysierten späteren Trend, den Narzibismus von der Libidoentwicklung abzukoppeln (Breuer 1992) und damit sowohl der psychoanalytischen Theorie ihren

¹ Hier mag der Ansatzpunkt für Kohuts spätere Überbewertung der narzibitschen bzw. exhibitionistischen Libido liegen (1983, S.19).

² Ihrem klugen Buch verdanke ich wichtige Anregungen.

kritischen Stachel zu nehmen, als auch das Geschlechterverhältnis aus ihr zu verdrängen (Gast 1992). Überdies hat sie dazu geführt, die Frage zu verschleiern, auf die Freud mit dem Narzißmus-Begriff eine Antwort sucht, wie nämlich eine Sozialisierung der biologischen Triebe ursprünglich zu denken sei.

Der Narzißmus kann in Freuds Modell der Libidoentwicklung als der Punkt gelten, an dem sich die Topik aus der Triebdynamik herausdifferenziert, an dem also eine Strukturierung der psychophysischen Matrix beginnt. Man kann ihn deshalb auch als Antrieb sozialer Beziehungen bezeichnen. Freud selbst hat von "sozialen Trieben" bzw. "sozialen Triebesetzungen" gesprochen (1911, S.298). Die sozialisierenden Mechanismen der präödpalen Phase werden von ihm freilich in ihrer metapsychologischen Systematik und Relevanz für die ödipale Phase, die Kulturentwicklung und das Geschlechterverhältnis vernachlässigt. Das hängt u. a. damit zusammen, daß er nach der Einführung des Todestriebes 1920 keine grundsätzliche Revision der Narzißmstheorie mehr vorgenommen hat. Durch die systematische Vernachlässigung des Narzißmus und der zweiten Triebtheorie muß Freud in seinen geschlechts- und kulturtheoretischen Schriften zu einer strukturellen Überschätzung von Männlichkeit und zu einer Unterbewertung von Weiblichkeit gelangen.

Der Narzißmus kann interpretiert werden als einfache Strukturierung der Psyche, die sich aus einer primären Erfahrung am Körper ergibt. Nach Freud besteht er zunächst darin, daß der "eigene Körper" bzw. das "Selbst" zum Liebesobjekt genommen wird (1908, S.297). Durch diese narzißtische Objektwahl vollzieht sich der Schritt vom Autoerotismus zur Objektgerichtetheit der Triebe am eigenen Körper (1914, S.142). Da Freud jedoch den Inhalten dieser Selbst-Reflexion des Körpers nicht weiter nachgeht, kann er auch ihre geschlechtliche Dimension nicht berücksichtigen.

Aus der Zentriertheit im eigenen Triebgeschehen erscheint alles Äußere im Selbst versammelt, woraus Größenwahn und Allmachtsphantasien entstehen (Freud 1914, S.140). Sie verzer-

ren die Objektwahrnehmung und erschweren die Realitätsbewältigung. Als psychische Organisation der Selbst-Besetzung bildet der Narzißmus nach Freud auch die Voraussetzung für Objektbeziehungen. Der Mensch bleibe "in gewissem Maße narzißtisch, auch nachdem er äußere Objekte für seine Libido gefunden hat" (1912, S.110). Demnach sind Selbstliebe und Objektliebe ökonomisch wie dynamisch voneinander abhängig: "Je mehr die eine verbraucht, desto mehr verarmt die andere" (1914, S.141). Eine Dezentrierung der Libido vom eigenen Körper in Richtung auf äußere Objekte bildet die Voraussetzung für soziale Beziehungen³ und psychische Gesundheit (1914, S.151f.).

Ein realitätsgerechtes Ich und befriedigende Objektbeziehungen entwickeln sich nach Freud durch die "Entfernung vom primären Narzißmus" mittels einer Verschiebung der "libidinösen Objektbesetzungen" auf "ein von außen aufgenötigtes Ichideal" (1914, 167f.). Dieses Ideal wird dann statt des eigenen Ich geliebt und somit zwangsläufig nach innen genommen. Da ihm nun die "Selbstliebe" gilt, wird auch die ursprüngliche Illusion von Vollkommenheit auf dieses Konglomerat aus Ich und Objekt übertragen.

Im Ichideal wird also über die Identifikation eine Fusion des Selbst mit dem primären Objekt hergestellt. Das kommt einer durch narzißtische Triebkonflikte verzerrten sozialen Einstellungsübernahme gleich; denn Größenwahn und Allmachtsphantasien vermischen sich mit der sozialen Mutter-Repräsentanz. Freud zufolge wird das reale Selbstgefühl zunächst von dem illusionären Ichideal abhängig, weil "Selbstkritik" und "Selbstbeobachtung" in einer "besonders innigen Abhängigkeit von der narzißtischen Libido" stehen (1912, S.165). Auf diese Weise enthält die primäre Objektbeziehung stets eine illusionäre und wertende Dimension. Sie beeinflusst die Einstellung zum eigenen Selbst und zur Geschlechtlichkeit.

³ Wenn Christopher Lasch und Thomas Ziehe den Narzißmus als soziale Pathologie der modernen Gesellschaft bezeichnen, vernachlässigen sie dessen nicht-pathologische Dimension (Lasch 1980) (Ziehe 1975).

Zunächst existiert das Ichideal als Fusion von Selbst und Objekt, später muß es schrittweise durch die auf Objekte verschobene Libido korrigiert werden (1923, S.264), damit Ich und Objekt in ihrer jeweiligen Realität wahrgenommen und akzeptiert werden können. Nach Freud entwickeln sich die Objektbesetzungen also aus den Identifizierungen. Deshalb haften ihnen ihre Herkunft aus der Mutter-Identifikation auch weiterhin an. Diese muß in der ödipalen Phase durch die väterliche Repräsentanz erweitert werden, um Geschlechtsidentität und soziale Differenzierung zu ermöglichen.

Für Janine Chasseguet-Smirgel ist das Ichideal "der Erbe des primären Narzißmus" (1981, S.12). Alle Entwicklung (auch die ödipale) entstehe aus dem Streben zurück zur "primär-narzißtischen Vollkommenheit" (S.12). Wenn man dem folgt, dann hält das Ichideal noch als väterliches "das Versprechen auf eine Rückkehr zur Urverschmelzung", also in den Mutterleib, aufrecht (S.49) und wäre als permanente Versuchung zu interpretieren, soziale Beziehungen und subjektive Autonomie aufzubeheben. Die Fusion von Selbst und Objekt im Ichideal ist aber im Kern nicht so regressiv, wie Chasseguet-Smirgel meint; es muß vielmehr der von ihr erwähnte sozial produktive Anteil herausgearbeitet werden.

Solange beide miteinander verschmolzen bleiben, sind sie, wie ich bereits ausgeführt habe, illusionär verzerrt. Sobald sie sich aber getrennt haben, wird das Ideal realitätsgerechter und ich-naher (Jacobson 1978, S.62). Dann repräsentiert es das sozial Angemessene *und* dem Selbst Entsprechende, so daß die von Chasseguet-Smirgel postulierte lebenslange "Kluft" zwischen dem narzißtischen Ichideal und dem Ich nicht unüberwindbar sein muß (1987, S.14f.). Wenn man wie sie eine Fortdauer des narzißtischen verzerrten Ichideals annimmt, dann könnte man daraus schließen, daß es nicht möglich ist, eine realitätsgerechte Selbstwertschätzung und eine relativ autonome Handlungsfähigkeit zu entwickeln.

Nur wenn die Identifikation mit dem primären Objekt im Ichideal in die Repräsentanzen von Mutter und Vater als ver-

schieden und doch gleichwertig umgewandelt worden ist, kann die Objektbeziehung zum Grundstock sozialer Autonomie werden. Das setzt voraus, daß sich zunächst eine positive Besetzung des eigenen Körpers bzw. Selbst hat entwickeln können. Diese Anerkennung des eigenen Geschlechts ist die Voraussetzung dafür, in den sozialen Beziehungen und im Geschlechterverhältnis eine selbstbewußte, autonome Position einnehmen zu können.

Wenn die Libido aufgrund enttäuschender Erfahrungen vom Objekt auf das Ich zurückgezogen werden muß, dann entsteht Freud zufolge der pathologische, "sekundäre" Narzißmus (1914, S.140); dann trete das frühe Ichideal wieder an die Stelle des realen Ich und der sozialen Objekte. Das Ich regrediiert auf die Entwicklungsstufe vor der Trennung von den Objekten, so daß die primärnarzißtische Organisation der Triebe am eigenen Ich den Kontakt zur Realität überlagert. Darum kann der pathologische Narzißmus als Krankheit sozialer Beziehungen bezeichnet werden.

Aber auch die Regression auf das Ichideal bedeutet keine vollständige Aufgabe der Objekte. Sie muß vielmehr als Versuch interpretiert werden, Beziehungen durch eine Rückkehr zur identifikatorischen Verschmelzung zu erhalten, also auf die narzißtische Position der Erschaffung des Selbst und der Objekte im Ichideal zurückzugreifen. Nun unterliegt das Individuum wieder der Illusion von Omnipotenz: Es unterstellt unbewußt, die anderen seien ein Teil seines Selbst und von ihm abhängig bzw. manipulierbar. Das führt einerseits zu der Vorstellung, die Existenz der anderen in der Hand zu haben und andererseits zu der Angst, sich nicht von ihnen trennen zu können. Dieser frühe Konflikt zwischen Bemächtigung und Verschmelzung behindert das Entstehen reifer Objektbeziehungen.

Das sozial Zerstörerische und zugleich Selbst-Destruktive des pathologischen Narzißmus, wie Freud es für die Melancholie feststellt hat (1916, S.429ff.), ist aber mit dem Gegensatz von Ich-Libido und Objekt-Libido nicht hinreichend zu erklären; denn der würde nur eine relative Verschiebung des sozialen

Gleichgewichts zulassen. Insbesondere erklärt er nicht, warum die *Ablehnung* der Außenwelt zur *Zerstörung* des Selbst und Anderer führen kann. 1920 definiert Freud konsequenterweise den Todestrieb als eigenständigen Trieb neben der Libido, als einen allen "Organischen innewohnenden Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes" (1920, S.38).

Aber nur in einer kurzen Passage deutet er an, wie sich seine zweite Triebtheorie auf den Narzissmus anwenden ließe. Während sich, so sagt er, bei einer normalen Entwicklung beide Triebarten miteinander legieren, tritt im Sadismus und im Masochismus der Todestrieb "in den Dienst der Sexualfunktion" und wird *narzisstisch ver- bzw. gewendet*: im Masochismus gegen das Ich und im Sadismus gegen das Objekt (S.58f.). Mit dieser Interpretation befinden wir uns jedoch auf der genitalen Stufe der Triebentwicklung, wenn auch in pathologischer Verzerrung. Es fragt sich aber, was der Todestrieb prägenital für den Narzissmus bedeutet.

Freud hat sich dazu nur spärlich geäußert. Einen Hinweis liefert seine 1916 entwickelte Auffassung, daß in der Melancholie eine "Regression von der narzisstischen Objektwahl zum Narzissmus" stattfindet (S.437). Ausgelöst durch eine gegenwärtige Enttäuschung am Objekt, wird die frühere narzisstische Identifizierung des Ich mit einem enttäuschenden Objekt wiederhergestellt, so daß das Ich nun stellvertretend von "Habtendenzen" attackiert wird (S.438). Offenbar resultiert aus der pathologischen Fixierung auf die narzisstische Trieborganisation ein nicht sozial gemäßigter Konflikt zwischen Identifikation und Destruktion. Die Frage, was dieser Konflikt im Hinblick auf die präödpale Beziehung zum eigenen Ich und zu den Objekten bedeutet, verfolgt Freud nicht. Eine entsprechende triebtheoretische Revision des Narzissmus fehlt ebenso wie eine metapsychologische Ausführung im Hinblick auf das Ichideal und eine Verbindung zur Entwicklung der Geschlechtsidentität in der ödipalen Phase. Damit einher geht eine Unterbewertung der Mutter-Beziehung für die Herausbildung des Über-Ich, die Internalisierung sozialer

Normen und für die Genese von Autonomie und kultureller bzw. sozialer Subjektivität.

Diese systematischen Lücken haben erst Melanie Klein, Donald W. Winnicott, Margret Mahler und Edith Jacobson entdeckt und zu füllen versucht. Sie konzipieren die Beziehung zur und die Lösung von der präödpalen Mutter als wichtige Entwicklungsschritte des Kindes zum sozialen Wesen. Sowohl die Rolle der Mutter bzw. des primären Liebesobjekts und der Frühstadien des Über-Ichs bzw. des Ichideals gewichten sie stärker als auch die Ambivalenz zwischen Libido und Aggression. Auf diese Weise kann die frühkindliche Entwicklung zum systematischen Ort werden, an dem die Grundlagen der Machtmechanismen zwischen den Geschlechtern gelegt und die Weichen für die spätere ödipale Entwicklung gestellt werden.

Ich möchte auf ihre divergierenden Erklärungsversuche hier nicht näher eingehen, sondern versuchen, eine Perspektive geschlechtsspezifischer Objektbeziehungen von Freuds Modell der narzisstischen Libidoorganisation aus zu konzipieren. Ich hatte gezeigt, daß die primärnarzisstische Besetzung des (Körper-) Selbst und des Objekts im Ichideal bereits eine Repräsentanz des Geschlechts begründet. Wenn die primäre Bezugsperson diese aufgrund mangelnder libidinöser Besetzung des eigenen Geschlechts nicht unterstützen kann, sondern sie aggressiv abwehren bzw. abwerten muß, dann bleiben das Verhältnis zum eigenen Geschlecht und die Objektbeziehungen (also die soziale Kontaktfähigkeit) gestört.

Störungen auf der Stufe des ambivalent besetzten Ichideals können dazu führen, daß kein autonomes Ich, kein ausreichend libidinös besetztes Selbst und keine vom Selbst getrennte Objektrepräsentanz entstehen können. Daraus resultiert der permanente Versuch, sich in der Sphäre der Illusion ein Objekt zu erschaffen (Beziehung herzustellen) und sich als Selbst zu konstituieren (aus der Identifikation mit der Mutter zu lösen). Im Ichideal entbrennt ein Konflikt zwischen Zerstörung und Réttung des Selbst wie der Objekte; der projektiv identifizierend durch Bemächtigung abgewehrt wird.

Auf der frühen Stufe der Identifikation sind Libido und Aggression noch nicht differenziert. Und weil das Selbst mit dem Objekt verschmolzen ist, droht die nicht libidinös gemäßigte Destruktivität stets beide zu zerstören; deshalb wird sie von der Libido abgespalten und nach außen projiziert. Da Selbst und Objektwelt aber noch nicht getrennt sind, kommt sie per Identifikation wieder auf das Selbst zurück. Das Selbst gibt sich also zunächst dem Objekt preis und versucht dann, um nicht mit ihm unterzugehen, sich von ihm zu trennen. Das führt zu einem ständigen Umschlagen von Verschmelzung bzw. Unterordnung in gewaltsamen Rückzug bzw. Distanzierung und umgekehrt.

Um diesem Dilemma zu entkommen, versucht das Ich sich des Objekts zu bemächtigen. Das Objekt muß unter die Kontrolle des Ich gebracht und so von ihm manipuliert werden, daß es ihm nicht gefährlich werden kann. Es wird auf Distanz gehalten und muß doch ständig präsent sein. Das Ich darf sich ebenso wenig von ihm überwältigt, wie von ihm getrennt fühlen. Idealerweise wird das Dilemma durchbrochen, indem Objekt und Selbst langsam als eigenständig erlebt und psychisch repräsentiert werden. Gelingt das nicht, dann können sich die Selbst- und Objektrepräsentanzen nicht ausreichend differenzieren. Ihre Fusion im Ichideal muß aufrechterhalten werden, so daß dieses sich nicht zu einer realitätsgerichten Instanz entwickeln kann. Auf diese Art und Weise wird verhindert, was eigentlich Ziel des Konflikt es ist: Autonomie und Beziehung.

Da das Ichideal den Vorläufer und ein Bestandteil des Über-Ich bildet, werden bei nicht gelungener Trennung von der Mutter die Verschmelzungs- und Bemächtigungssphantasien in die ödipale Situation wie auch in die späteren Sozialkontakte hineingetragen. Freud selbst hat darauf hingewiesen, daß das Ichideal als Repräsentanz der Elternbeziehung den Maßstab des Gewissens, also der Über-Ich-Tätigkeit abgibt (1914, S.163). Um so markwürdiger ist es, daß er die sozialisierende Wirkung und den Entstehungszusammenhang des Ichideals in der Beziehung zur Mutter vernachlässigt und es der ödipalen Vaterbeziehung zugeordnet hat. Konsequenterweise hätte er fragen müssen, welche Rolle

die präödpalen Objektbeziehungen für die Konstitution des Ichideals bzw. des Über-Ichs, die Psychogenese von Kultur und das Geschlechterverhältnis spielen.

3. Narzißmus, Kulturtheorie und Geschlechterverhältnis

1930 definiert Freud Kultur über den Ödipuskonflikt als prinzipiell männlich und phallisch-genital. Der Wunsch des Sohnes, den Vater zu beseitigen, um die Mutter als Sexualobjekt zu gewinnen, wird aus Liebe zum Vater aufgegeben. Aus dieser Liebe folgt die Identifikation mit dem Vater als Repräsentant sozialer Normen, deren Internalisierung und die innere Errichtung des Über-Ich. Dieses bannt fortan die aggressiven Strebungen bereits vor der Bewußtwerdung und repräsentiert damit die psychische Bindung an das gesellschaftliche Gesetz, die das soziale Funktionieren sichert (1930, S.492).

Die unterdrückte destruktive Triebenergie fließt nach Freud wieder ins Über-Ich zurück, um dort gegen das Ich gewendet zu werden. Auf diese Weise werden nicht nur die Aggressionen gebannt, sondern es entstehen auch Unbehagen und Krankheit. Denkt man diese Argumentation zuende, dann wären sowohl die Kulturarbeit als auch das Leiden an ihr auf einer latent aggressiven Auseinandersetzung zwischen Männern aufgebaut. Die Liebesspiele lediglich die untergeordnete Rolle, eine offen destruktive Auseinandersetzung durch die Identifikation mit dem potentiellen Feind zu verhindern. Identifikation ist aber ein narzißtischer Beziehungsmodus. Es fragt sich also, ob nach Freud die Kultur nicht auf aggressiv-narzißtischen Beziehungen zwischen Männern basiert.

Aber die Kultur lege nicht nur der "Aggressionsneigung", sondern auch der Sexualität "Opfer" auf (S.474). Daraus ergibt sich für Freud, daß die Frauen "in einem Gegensatz zur Kulturströmung" treten und diese behindern. Dennoch gesteht Freud ein, daß die Frauen "Anfangs durch die Forderungen ihrer Liebe das Fundament der Kultur gelegt hatten". Später vertreten sie dann "die Interessen der Familie und des Sexuallebens; die Kulturarbeit ist immer mehr Sache der Männer geworden, (...) nötigt

sie zu Triebsublimierungen, denen die Frauen wenig gewachsen sind". Was der Mann "für kulturelle Zwecke verbraucht, entzieht er größtenteils den Frauen und dem Sexualleben (...). So sieht sich die Frau durch die Ansprüche der Kultur in den Hintergrund gedrängt und tritt zu ihr in ein feindliches Verhältnis" (S.463). Wie genau sich dieses feindliche Verhältnis gestaltet, das führt Freud freilich nicht aus. Zudem fragt sich, warum Frauen zwar das Fundament für die Kultur gelegt haben sollen, dann aber aus der Kulturarbeit ausgeschlossen worden sind.

Deutlich wird die Relevanz dieses Widerspruchs, wenn Freud es als "Wesen" des Eros bezeichnet, "aus mehreren eines zu machen" (S.467), und die "zielgehemmte Liebe" als Grundlage von Gemeinschaftsbindungen bezeichnet. Wenn Frauen gegenüber der Kultur die Ansprüche der Sexualität vertreten, dann repräsentieren sie auch die vereinigende Macht des Eros, die es den Männern erlaubt, ihre Aggression gegeneinander zu zügelnd und kulturell tätig zu sein. Das männliche Kulturschaffen verdankt sich nach Freud zwar den Frauen, drängt sie dann jedoch ins kulturelle Abseits.

Dieser Widerspruch zwischen präödpaler (narzißbischer) Bindung und ihrer ödipalen (objektbezogenen) Abweisung bleibt zu erklären. Es läßt sich vermuten, daß in diesem Muster ein durch Bemächtigung abgewehrter, männlicher Wunsch nach Verschmelzung zum Ausdruck kommt. Abgewehrt werden muß er, weil er als Ohnmacht und Verfalltheit an Sexualität erscheint, die das Kulturschaffen der Männer bedrohen. Das aber ist, wie wir gesehen haben, eine Position, die sich psychisch dem pathologischen Narzißmus verdankt.

Dem daß die dem Eros zugeschlagene Weiblichkeit so bedrohlich erscheint, resultiert daraus, daß sie der männlich-aggressiven Kultur gegenüber symbolisch ein libidinoses Glücksversprechen wachhält, das sich dem Einsein des Kindes mit der Mutter im "ozeanischen Gefühl" verdankt, dem Gefühl "von etwas Unbegrenztem" bzw. "der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen der Außenwelt" (S.422), unter dessen Einfluß "die Grenze zwischen Ich und Objekt zu verschwimmen" droht (S.423).

Es ist die abgespaltene männliche Verschmelzung mit der präödpalen Mutter, die auf die Frauen projiziert und an ihnen symbolisch beherrscht wird. Freuds Weiblichkeitstheorie erscheint auf diesem Hintergrund als Abwehr narzißbischer Anteile der Kultur.

Überdies bleibt zu fragen, wieso Freud die Frauen so ganz auf die Seite des Eros schlägt und ihnen (abgesehen von der kurz erwähnten prinzipiellen Kulturfeindschaft) keine ebenso grundsätzliche und kulturtragende Aggressivität zuerkennt wie den Männern. Hätte er sonst nicht als Analogon des Verschmelzungswunsches, wie etwa Melanie Klein, einen (für Frauen und Männer geltenden) aggressiven Triebimpuls gegen die Mutter annehmen müssen? Und wäre dieser nicht in eben einer solchen Kulturleistung zu bannen, wie die Aggression dem Vater gegenüber? Daß Freud so weit nicht geht, könnte das Resultat einer erotischen Idealisierung von Weiblichkeit sein, die mit einer Abwehr der aggressiv-bedrohlichen Seiten einhergeht und einer Entmächtigung von Frauen entspricht, wie sie prinzipiell für die männlich konnotierte Kultur kennzeichnend ist. In fixierten, also institutionalisierten und kulturell verdinglichten Machtstrukturen geht das Geschlechterverhältnis über in soziale Herrschaft.

Wäre Freud den sozialen Bezügen des Ichideals systematischer nachgegangen, dann hätte er darauf stoßen müssen, daß Frauen innerhalb des kulturellen Prozesses insofern eine wichtige Rolle spielen, als sie die Mechanismen psychosozialer Macht begründen; denn "vom Ichideal aus führt ein bedeutsamer Weg zum Verständnis der Massenpsychologie. Dies Ideal hat außer seinem individuellen einen sozialen Anteil" (1914, S.169). Ohne hier auf die Problematik des Begriffs der Masse eingehen zu können, muß kritisiert werden, daß Freud auf die geschlechtsspezifische kulturelle Relevanz des Ichideals nicht eingegangen ist.

Das Ichideal kann aber als die produktive Instanz begriffen werden, in der sich die Selbstrepräsentanzen mit mütterlichen Objektrepräsentanzen verbinden. Später trennen sich beide voneinander und werden durch männliche Objektrepräsentanzen er-

gänzt. Das Über-Ich führt dann idealiter zur Aufgabe der destruktiven Machtkonflikte zwischen den Geschlechtern, indem es neben der Differenz die soziale Gleichheit repräsentiert. Anders die pathologische Entwicklung: Hier werden in der Regression auf das mütterlich dominierte Ichideal zunächst Machtbeziehungen entwickelt und diese werden dann vom Über-Ich gesellschaftlich kodifiziert, d.h. an Herrschaft rückgekoppelt und mit rein männlichen Gleichheitsvorstellungen belegt.

4. Ödipaler Narzissmus und männliche Herrschaft

Es ist sicher nicht zufällig, daß Freud in zeitlicher Nähe seiner Kulturtheorie seine wichtigsten Schriften über das Geschlechterverhältnis verfaßte. Man darf vielmehr annehmen, daß diese zeitliche Kohärenz einer systematischen Beziehung zwischen seiner Theorie des Geschlechterverhältnisses und seiner Kulturtheorie geschuldet ist.

Freud ordnet der Männlichkeit aktive und der Weiblichkeit passive Sexualziele zu. Wenngleich er betont, daß dies nicht mit Aktivität und Passivität schlechtthin verwechselt werden dürfe (1933, S.123), präjudiziert es doch seine Auffassung vom Entwicklungsziel der ödipalen Phase: die aktive Zeugung bei Männern und die passive Empfängnis bei Frauen. Es fällt auf, daß Freud nicht wie sonst am Lustgewinn als Triebziel festhält, sondern Sexualität qua Fortpflanzung definiert. Das läßt sich nur aus seiner grundsätzlichen Orientierung am Phallus, also aus dem "narzißtischen Interesse für das Genitale" erklären (1925, S.21).

Mädchen und Jungen haben nach Freud zunächst beide bisexuelle Anlagen, die er beim Mädchen jedoch stärker und systematischer gewichtet. Dessen präödipale Phase hat ihm zufolge einen männlichen Charakter, weil in ihr die Klitoris als Penisersatz das leitende Genital sei (1931, S.520). Für beide Geschlechter sei die Mutter das primäre Liebesobjekt. Und weil sie das für den Jungen auch bleibe, könne dieser den Ödipuskonflikt leichter bewältigen. Für das Mädchen sei dies schwieriger, weil es sowohl einen Objektwechsel von der Mutter zum Vater als auch

einen "Geschlechtswechsel" von der Klitoris zur Vagina vollziehen müsse, während der Mann am Penis als Geschlechtsorgan festhalten könne (520f.).

Da jedoch beide Geschlechter nach Freud den Geschlechtsunterschied erst in der phallischen Phase entdecken, ergibt sich m.E., daß die präödipale Liebe des Jungen zu seiner Mutter noch keine genitale sein kann. Es muß also auch beim Jungen ein Objektwechsel von der präödipalen (idealisierten) zur ödipalen (verachteten) Mutter stattfinden. Das geschieht nach Freud, wenn der Junge den Phallus entdeckt. Dann begehre er seine Mutter sexuell und entwickle einen Rivalitätshaß auf den Vater. Wenn er das weibliche Genital erblicke, offenbare sich ihm schlagartig die Möglichkeit der Kastration, die er seinem Rivalen zuschreibe. Aus Angst, auch er könne vom Vater kastriert werden, verzichte er auf die Mutter und identifiziere sich mit dem Vater, was zu der bereits erklärten Über-Ich-Bildung führt.

Freud nimmt an, daß der "Konflikt zwischen dem narzißtischen Interesse" am Penis und "der libidinösen Besetzung der elterlichen Objekte" beim Jungen den "Ubergang des Ödipuskomplexes" bewirke (1924, S.398). Er fragt jedoch nicht, was die Konzentration des narzißtischen Interesses auf den Phallus begründet, und warum es in Konflikt mit der Objektbesetzung gerät. Daß die Entdeckung des Penis als Merkmal von Männlichkeit zur genitalen Objektliebe überleiten soll, bleibt demnach ebenso problematisch wie Freuds Schlußfolgerung, daß der Junge der als kastriert wahrgenommenen Frau gegenüber "Abscheu" oder "Geringachtung" entwickelt (1925, S.24). Steht doch dieser unterstellten Abwertung die Aufgabe gegenüber, sie als Liebesobjekt zu begehren.

Der Junge muß sich von der Mutter als besonderem weiblichen Objekt abwenden können, um sich den Frauen als Liebesobjekten zuzuwenden. Er muß sich also aus der Identifikation mit dem präödipalen Objekt lösen, das mütterlich bestimmte Ichideal aufgeben und es durch ein väterliches ersetzen. Das kann aber nur gelingen, wenn der weibliche Körper als andersartig und liebenswert anerkannt werden kann. Daß Freud diesen

Entwicklungsschritt mit einer Abwertung von Weiblichkeit erklärt, könne in seiner Schwierigkeit begründet sein, die ursprüngliche Identifikation mit der Mutter als Grundlage der Vaterbindung und Kulturentwicklung ebenso anzuerkennen, wie die Notwendigkeit, sich aus ihr zu lösen.

Analogen gilt für Freuds Theorie des weiblichen odipus-konfliktes: Auch das Mädchen entdecke in der phallischen Phase den physiologischen Unterschied. Sie entwickle schlagartig einen Penisneid, fühle sich sofort unterlegen und minderwertig, weil kastriert, und übertrage diese Minderwertigkeit auf die Mutter, die auch als kastriert wahrgenommen werde. Da das Mädchen sie für die eigene Penislosigkeit verantwortlich mache, wende es sich von der Mutter als Liebesobjekt ab und dem Vater zu, in der Hoffnung, den Penis von ihm doch noch zu erhalten. Weil dies jedoch nicht möglich ist, wünscht sie sich als Penisersatz ein Kind vom Vater, am besten einen Sohn. Unklar bleibt in diesem Modell, warum das Mädchen die Mutter, der Junge jedoch den Vater für die Penislosigkeit verantwortlich macht. Das könnte mit dem unterschiedlichen Verhältnis zum Vater zusammenhängen.

Im Gegensatz zum Jungen kann das Mädchen den odipus-komplex nach Freuds Auffassung nie vollständig überwinden; denn "während der odipus-Komplex des Knaben am Kastrationskomplex zugrunde geht, wird der des Mädchens durch den Kastrationskomplex ermöglicht und eingeleitet" (1925, S.28). Dieses Steckenbleiben im Kastrationskomplex prägt nach Freud "den Charakter des Weibes als soziales Wesen" (1933, S.523). Es hat zur Folge, da Frauen konstitutionell ein schwächeres über-Ich haben als Männer, weil sie den Vater nicht auf gleiche Weise internalisieren. Da ihr über-Ich niemals "so unpersönlich, so unabhängig von seinen affektiven Ursprüngen" sein kann, sei "das Niveau des sittlich Normalen für das Weib ein anderes" (1925, S.30). Insofern sind Frauen Freud zufolge auch weniger zu kulturellen Leistungen fähig als Männer.

Dann fragt sich aber, wie Frauen überhaupt ein über-Ich ausbilden können, es sei denn unter Zuhilfenahme ihrer mannli-

chen Anteile. Trägt man jedoch der Tatsache Rechnung, da es sich inhaltlich am Ichideal orientiert, dann wären die moralisch-kulturellen Normen über die frühe Mutter vermittelt und beiden Geschlechtern gleichermaen zugänglich. Und würde man ferner zugestehen, da Frauen wie Männer ihren Ambivalenzkonflikt zur über-Ich-Bildung nutzen können, dann hätten beide Geschlechter Zugang zur normbildenden Kulturarbeit. Dann fragt sich freilich noch, wie die Geschlechtsspezifik des odipuskomplexes strukturell aufgelöst werden kann.

Einiges deutet darauf hin, da Kastrationsangst sowie Penisneid und Kastrationskomplex eine Abwehr des prodipalen narziischen Körperbildes symbolisieren, das sich aus der Fusion von Selbst und mütterlichem Objekt im Ichideal ergibt. Offenbar geht es im odipuskonflikt darum, mit Hilfe einer symbolischen Umbesetzung der Körper das prodipale Machtverhältnis aufzulösen bzw. abzuwehren und das psychosozial männliche Herrschaftsverhältnis zwischen den Geschlechtern zu konstituieren.

Es ist immer wieder kritisiert worden, da Freud die Klitoris als dem Penis analoges und die Vagina als das eigentlich weibliche Geschlechtsorgan bezeichnet (Schlesier 1990, S.169f.). M. E. stellt dies eine symbolische Analogisierung dar, eine Kompromibildung aus einem prodipalen, aggressiven Akt der Bemächtigung des weiblichen Körpers und aus den abgewehrten narziischen Verschmelzungs- bzw. Bemachtungswunschen der Männer. Dieser Akt der Herrschaftskonstitution resultiert, so meine These, aus einer nicht geglückten Ablösung von der Mutter und betrifft Männer wie Frauen gleichermaen, wenn auch auf unterschiedliche Weise.

Bei Männern kommt es zu einer Abwehr der narziischen Fusion mit der Mutter durch eine phallisch-narziische Bemächtigung von Weiblichkeit: Die Gleichsetzung Klitoris = Phallus bleibt der prodipalen Einheit des männlichen Selbst mit einem weiblichen Objekt im Ichideal verhaftet. Sie trägt den narziischen Wunsch, da die Mutter dem männlichen Selbst gleichen solle, in die ödipale Phase hinein und verschiebt ihn in den genitalen Bereich. Die symbolische Bemächtigung des weib-

lichen Körpers mittels des Phallus kommt also einer Verleugnung des körperlichen Unterschiedes gleich. Verleugnet werden muß er, weil das Eingeständnis des Geschlechtsunterschiedes die Trennung von Selbst und Objekt bedeuten würde, was die Mutter der Kontrolle und den Omnipotenzwünschen des Mannes entzöge. Während also auf der bewußten Ebene der Geschlechtsunterschied deutlich wird, wird zugleich unbewußt an der Identifikation mit der Mutter im Ichideal festgehalten und die Trennung von ihr verhindert. D.h., daß der narzißtisch motivierte und in der Verschmelzung gebundene Haß auf die Mutter phallisch sexualisiert und in kulturell kodifizierte Herrschaft über Frauen umgewandelt wird.

Daß die Frauen den Männern nicht gleichen können, kommt unter den Bedingungen patriarchaler Herrschaft einer narzißtischen Kränkung gleich. Denn geschlechtliche Differenz würde ja die Frauen potentiell in die kulturelle Selbständigkeit und Gleichwertigkeit entlassen und eine Trennung von der primären Mutter erfordern. Um diese Kränkung abzuwehren fügen die Männer den Frauen eine narzißtische Wunde zu, d. h. sie werten sie ab, indem sie sie symbolisch kastrieren. Indem der Phallus als Wertmaßstab und die Penislosigkeit als körperlicher Mangel gesetzt wird, soll die Frau sich minderwertig fühlen, und zwar so minderwertig, wie der Mann sich fühlt, weil er immer noch mit der Mutter identifiziert ist.

Hinter der Verletzung der körperlichen Integrität von Frauen durch den symbolischen Akt der Kastration verbirgt sich also eine tiefe narzißtische Unsicherheit von Männern. Als Ausgleich werden Frauen (theoretisch wie praktisch) von der Kulturarbeit und der gesellschaftlichen Allgemeinheit ausgeschlossen, so daß die Männer sich eine narzißtische Illusion vollkommener Macht aufbauen und ihre kulturelle Herrschaft sichern können. Damit einher geht die Marginalisierung des präödpalen, männlich und weiblich bestimmten Ichideals. Da dieses psychisch auf der sozialen Folie des Patriarchats mit Abhängigkeit und Destruktivität gleichgesetzt wird, erscheint das Über-Ich als alleinige kulturelle Instanz.

Aufgrund seiner soziokulturellen Isolation und Dominanz der Frau gegenüber darf der Mann sich die Verbundenheit mit ihr im Ichideal nicht zugestehen; denn die würde das Über-Ich dahingehend verändern, daß die soziale Norm nicht mehr auf Gewaltverzicht und Gleichheit der männlichen Kulturschaffenden aufbaute. Vielmehr würde es die Ambivalenz der Mutter gegenüber übernehmen, also den Ichideal-Konflikt von Trennung und Verbundenheit in eine gleichwertige Verschiedenheit der dennoch miteinander verbundenen Geschlechter auflösen.

Dieser Übernahme eines gleichwertigen Geschlechterverhältnisses durch das Über-Ich steht aber auch entgegen, daß Frauen sich aus sich selbst heraus (also qua Geschlecht) nicht gleichwertig fühlen. Das Mädchen, das ja ebenfalls im Ichideal mit der präödpalen Mutter identifiziert ist, kann sich dem Jungen zunächst noch gleichwertig fühlen - daher die bisexuelle Veranlagung. In dem Moment, wo ihm der Phallus als ambivalentes Symbol von Autonomie und Herrschaft aufgenötigt wird, wehrt es den Angriff durch eine Identifikation mit der narzißtisch verletzten Mutter ab. Daß die Frau diesen Weg zu einer verletzten Geschlechtsidentität einschlägt, ist unter patriarchalen Verhältnisses nicht weiter verwunderlich, gibt es doch körperlich wie kulturell außerhalb der kastrierten Weiblichkeit keine allgemeine Repräsentanz ihres Geschlechts.

Den soziokulturellen Ort hält der Vater besetzt; nur über ihn, also über seine Zuweisung, kann die Frau in der männlich definierten Kultur ihre sozial konnotierte ödpale Geschlechtsidentität finden. Genitale Beziehungswünsche von Frauen an Männer beinhalten so auch den narzißtischen Wunsch, über Identifikation mit dem Vater an der Kultur teilzuhaben. Der Mann aber wertet sie in ihrer Geschlechtlichkeit ab, was einer Zurückweisung des Identifikationswunsches gleichkommt. Diese Zurückweisung mag der Grund dafür sein, daß Frauen ein schwächeres Über-Ich als Männer ausbilden. Die Möglichkeit, den Vater in das Ichideal integrieren und damit innere Repräsentanzen einer sozial gleichwertigen und dennoch differenten Geschlechtsidentität ausbilden zu können, wird durch die Abweisung des

Vaters verhindert. Das Mädchen bleibt auf die Identifikation mit den mütterlichen Repräsentanzen verwiesen, ergänzt durch die männlich-kulturelle Abwertung der Weiblichkeit als verstümmelter Männlichkeit.

Unter dem Einfluß der symbolischen Verstümmelung ihres Körpergefühls und durch die väterliche Zurückweisung an die als kastriert definierte Mutter entsteht beim Mädchen die von Freud festgestellte "Entwertung" des eigenen Geschlechts (1931, S.526) und tiefe Feindschaft der Mutter gegenüber. Im Penisneid und im Kastrationskomplex übernimmt es die passive Haltung des narzißtisch verletzten Opfers. Mit dieser Übernahme begeben sich die Frauen zugleich in die psychosoziale Position des passiven, empfangenden Geschlechts. Die Verwendung von destruktiver Triebenergie für die Auseinandersetzung um kulturelle Herrschaft bleibt den Männern vorbehalten, wohingegen Frauen, da ihnen dieser Weg strukturell versperrt ist, ihre Aggressionen selbstdestruktiv wenden. "Die dem Weib konstitutionell vorgeschriebene und sozial aufgelegte Unterdrückung seiner Aggressionen", stellt Freud fest, "begünstigt die Ausbildung starker masochistischer Regungen, denen es ja gelingt, die nach innen gewendeten destruktiven Tendenzen erotisch zu binden" (1933, S.123). Die Übernahme einer masochistisch-genitalisierten Opferhaltung wäre demnach für Frauen ein Ausweg aus der kulturell-ödipal verursachten Gefahr der Selbstdestruktion.

Daß die phallische Entwertung sich so tief in das Körpergefühl von Frauen eingraben kann, weist darauf hin, daß sie in der präödipalen Phase vorbereitet wird. Wie bereits erwähnt, ist anzunehmen, daß die Mutter ihre eigene unbewältigte Ablösung auf die Kinder überträgt, daß sie die psychische Repräsentanz des Kindes ihrem Ichideal einfügt und es in den Konflikt zwischen Selbst und Objekt einbaut. Da das Kind von der Mutter als Bestandteil des eigenen (Körper-)Selbst empfunden wird, wiederholt sie an ihm symbolisch ihren unbewältigten Autonomiekonflikt.

Wie einst als Kind ihrer Mutter wird sie nun als Mutter ihr Kind mit der Ambivalenz von Verschmelzung und Bemächtigung

konfrontieren, wird sie versuchen, es an sich zu binden, zu manipulieren, zu kontrollieren und es mit ihren unbewußten destruktiven Phantasien verfolgen. Sie wird das Kind nicht in die Autonomie entlassen können, weil dann die Phantasie entsteht, es wirklich zerstört zu haben. Aus Schutz vor den daraus resultierenden Schuldgefühlen muß sie sich seiner immer wieder von neuem versichern. Zugleich muß sie es abweisen, um nicht dem Gefühl zu erliegen, ihrerseits vom Kind manipuliert, kontrolliert oder gar zerstört zu werden.

Das Mädchen pendelt also in der ödipalen Phase zwischen Mutter und Vater, von beiden in ihrer Weiblichkeit zugleich festgehalten und abgewiesen. Daraus resultiert eine grundlegende Verunsicherung und Desorientierung. Denn die Trennung von der Mutter und die Anerkennung des Vaters bilden die Voraussetzung dafür, eine Repräsentanz des Geschlechterverhältnisses entwickeln und sich in ihm verorten zu können. Das wiederum ist Grundbedingung sozialer Autonomie.

So wiederholten Frauen die Konflikte, die aus der Mutteridentifikation im Ichideal entstehen ebenso wie die, die aus der verhinderten Identifikation mit dem Vater resultieren. Damit wird auch verhindert, daß sie ein eigenständiges Selbst aufbauen und ihr eigenes Geschlecht bejahen können. Dem daraus entstehenden Selbsthaß entspricht eine nicht integrierte Aggressivität bzw. ein abgespaltener narzißtischer Haß auf die frühe Mutter, der in der ödipalen Phase dann auf Frauen überhaupt (also die genitale Mutter) übertragen wird. Die Ablehnung von Weiblichkeit führt auch zu einer Abweisung von Männlichkeit, denn der präödipale Haß wird in der ödipalen Phase ebenfalls auf den Vater als Mann verschoben. Da dieser zugleich als Liebesobjekt akzeptiert werden muß, wird der Haß gegen ihn verdrängt und verursacht unbewußte Schuldgefühle.

Destruktiver Haß und Schuldgefühle verhindern die Konstitution selbständiger und gleichberechtigter Objektbeziehungen. Sie fördern vielmehr ein Verharren von Frauen in der narzißtischen Fusion mit der Mutter und unterstützen damit auch die Unterordnung unter den männlich-ödipalen Herrschaftsan-

spruch. Nur wenn das Mädchen es schafft, die omnipotente, präödpale Mutter gegen ein männliches Objekt einzutauschen, ohne deren innere Repräsentanz zu zerstören (also ihre eigene Weiblichkeit als kastriert abwerten) zu müssen, kann sie unabhängig vom Symbol des Phallus als Frau selbständig werden und soziale Gleichheit einfordern.

Aber nicht nur das Mädchen, auch der Junge wird von der ambivalenten Haltung der Mutter beeinflusst. Auch er wird von ihr in der Fusion festgehalten und zugleich weggestoßen; nur daß er unter den gegebenen kulturellen Bedingungen des phallischen Primats sich in der genitalen Phase mit dem Vater identifizieren muß und mit der Mutter nicht mehr identifiziert sein darf. Anders als vom Mädchen erwartet der Vater vom Jungen nachgerade, daß dieser mit ihm eine narzißtische Fusion im Ichideal eingeht und sich von der Mutter desidentifiziert. Insofern wird er vom Vater gleichsam genötigt, zum kulturellen Subjekt zu werden⁴ und sich von den Verlockungen des durch die Weiblichkeit repräsentierten ozeanischen Gefühls fernzuhalten.

Da der Vater jedoch den eigenen unbewußten und unverarbeiteten Haß der Mutter gegenüber auf seinen Sohn überträgt, kann er diese Identifikation nicht liebevoll fördern, sondern setzt sie als Gewaltverhältnis durch. Das verhindert, daß beim Sohn eine tiefe Bindung an den Vater entstehen kann. Abgescheckt durch die väterliche Aggression hält auch er an der ambivalenten Mutteridentifikation fest und trägt sie in den Ödipuskonflikt hinein. Der unbewußte Haß auf die Mutter wird dann ebenfalls auf den (kastrierenden) Vater verschoben, nur daß er zwischen Männern nicht nach innen, sondern nach außen gekehrt wird, so daß er dazu verwendet werden kann, die Kulturarbeit in Gang zu halten. Unbewußt bleibt der Junge an die Mutter gebunden, nur auf der Oberfläche erscheint er autonom. Um diese fragile Autonomie und mit ihr den Herrschaftsanspruch aufrechterhalten zu

⁴ Generell blieben, an Hans-Joachim Busch anknüpfend, Veränderungen der gesellschaftlichen Rolle des Vaters auf die dargestellten Konstruktionen von Macht und Herrschaft im Geschlechterverhältnis zu beziehen (Busch 1994).

können, muß er die Mutterbindung stets aufs neue durch eine aggressive Verletzung und kulturelle Ächtung der Weiblichkeit abwehren.

Zwar bleibt der Mann auf ein weibliches Liebesobjekt orientiert, dieses ist aber zusätzlich mit dem Tabu des Verzichts (auf die präödpale Mutter) belegt. Nur wenn er es schafft, die Mutter als Liebesobjekt aufzugeben und zugleich festzuhalten, kann es ihm gelingen, eine andere Frau zu lieben. Die Abwertung von Frauen als kastriert und minderwertig verhindert eine solche Anerkennung und damit auch eine volle Hinwendung des Mannes zur reifen genitalen Liebe.

Es geht in der Diskussion über den Phallus, die Weiblichkeit und die Kultur wohl um die Frage, wie Männer und Frauen psychisch zu autonomen und kulturell gleichwertigen Subjekten werden. In Modellen, die von einer narzißtischen Spaltung zwischen den Geschlechtern ausgehen, kann ein Selbstbewußtsein in der Geschlechtsidentität sich nicht anders als durch Auf- und Abwertungen erhalten. Diese verdanken sich aber einem Scheitern an der Aufgabe, soziale Beziehungen, ein sicheres Selbstbewußtsein und ein autonomes Ich herauszubilden. Es kommt zu einem Verharren in der narzißtischen Bemächtigungs- und Verschmelzungsstruktur des Ichideals. Das Ichideal kann diese spaltende Machtstruktur nur verlieren, wenn es über die Anerkennung des anderen Geschlechts in eine Über-Ich-Formation sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit integriert werden kann.

Ich denke, daß, erst wenn beide Geschlechter psychisch wie physisch sowohl an ihrer narzißtischen Integrität festhalten als auch die des jeweils anderen Geschlechts achten können, daß erst dann die starre Polarisierung der Geschlechtscharaktere flexibleren Beziehungen weichen könnte. Die ödpale Phase könnte dann zur Unterscheidung und Differenzierung von anderen (auch vom anderen Geschlecht) dienen, ohne daß dabei auf frühe Abwehrmechanismen zurückgegriffen werden müßte. In der phallisch-ödpalen Phase geht es darum, über die Geschlechterdifferenz zu lernen, das andere Geschlecht als andersartig und doch gleichwertig anzuerkennen. Anerkennung als grundlegen-

der (und derzeit noch utopischer) Modus sozialer Beziehungen (Benjamin 1990, Honneth 1992) muß über die Konstitution einer narzißförmigen sicheren Geschlechtsidentität und über die innere Repräsentation beider Eltern als gleichwertiger, autonomer Beziehungspartner gelernt werden.

Literaturverzeichnis

- Benjamin, Jessica: Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Frankfurt a.M. 1990
- Benjamin, Jessica: Phantasie und Geschlecht. Studien über Idealisierung, Anerkennung und Differenz. Frankfurt a.M. 1993
- Breuer, Stefan: Sozialpsychologische Implikationen der Narzißmustheorie. In: Psyche. XLVI.Jg. Heft1. Januar 1992
- Busch, Hans-Joachim: Vaterlose Gesellschaft, Trieb, Subjekt. Zentrale psychoanalytische-sozialpsychologische Kategorien im Lichte der feministisch-intersubjektivitätstheoretischen Kritik Jessica Benjamins. Unver. Manuskr. 1994
- Chasseguet-Smirgel, Janine: Das Ichideal. Psychoanalytischer Essay über die 'Krankheit der Idealität'. Frankfurt a.M. 1987
- Chodorow, Nancy: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München 1985
- Ebrecht, Angelika: Das Objekt des Horrors und der Begierde. Zur Psychoanalyse der bösen Frau am Beispiel von Pierre Louÿs' Roman "La femme et le pantin". In: Alexander Schuller, Wolfert von Rahden (Hg.): Die andere Kraft. Zur Renaissance des Bösen. Berlin 1993, S.193-226
- Freud, Sigmund: Zur Einführung des Narzißmus. (1914) In: Gesamtelte Werke X. Frankfurt a.M. 1976, S.137-170
- Freud, Sigmund: Triebe und Triebchicksale. (1915) In: Gesamtelte Werke X. a.a.O., S.208-232
- Freud, Sigmund: Trauer und Melancholie. (1916) In: Gesamtelte Werke X. a.a.O., S.427-446
- Freud, Sigmund: Die Libidotheorie und der Narzißmus. (1917) In: Gesamtelte Werke XI. a.a.O., S.427-446
- Freud, Sigmund: Jenseits des Lustprinzips. (1920) In: Gesamtelte Werke XIII. a.a.O., S.2-69
- Freud, Sigmund: Das Ich und das Es. (1923) In: Ders., Gesamtelte Werke XII. a.a.O., S.236-290

- Freud, Sigmund: Der Untergang des Ödipuskomplexes. (1924)
In: Gesammelte Werke XII. a.a.O., S.395-402
- Freud, Sigmund: Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes. (1925) In: Gesammelte Werke XIV. a.a.O., S.17-30
- Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur. (1930) In: Gesammelte Werke XIV. a.a.O., S.419-513
- Freud, Sigmund: Über die weibliche Sexualität. (1931) In: Gesammelte Werke XIV. a.a.O., S.516-538
- Freud, Sigmund: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. (1932) Gesammelte Werke XV. a.a.O.
- Gast, Lilli: Libido und Narzissmus. Vom Verlust des Sexuellen im psychoanalytischen Diskurs. Eine Spurensicherung. Tübingen 1992
- Honneth, Axel: Der Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt a.M. 1992
- Jacobson, Edith: Das Selbst und die Welt der Objekte. Frankfurt a.M. 1973
- Klein, Melanie: Frühstadien des Ödipus-Komplexes. Frühe Schriften 1928-1945. Frankfurt a.M. 1985
- Kohut, Heinz: Narzissmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzisstischer Persönlichkeitsstörungen. Frankfurt a.M. 1976
- Lasch, Christopher: Das Zeitalter des Narzissmus. München 1980
- Mahler, Margret: Symbiose und Individuation. (1968) Stuttgart 1973
- Olivier, Christiane: Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter. München 1989
- Rohde-Dachser, Christa: Expeditionen in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse, Berlin / Heidelberg / New York 1992
- Schlesier, Renate: Mythos und Weiblichkeit bei Sigmund Freud. Frankfurt a.M. 1990
- Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Tübingen 1976

Wurmser, Léon: Die Maske der Scham. Die Psychoanalyse von Schamaffekten und Schamkonflikten. Berlin / Heidelberg 1990

Ziehe, Thomas: Pubertät und Narzissmus. Frankfurt a.M. 1975

Bisher in der Reihe erschienen:

- Nr.1 **Behrend, Heike:** Die Menschwerdung eines Affen. Bemerkungen zum Geschlechterverhältnis in der ethnographischen Feldforschung. Berlin 1988
- Nr.2 **Sieverding, Monika:** Was ist dran an der These der "androgynen Revolution"? Erwartungen an Idealpartner und Partnerschaft bei Berliner Studentinnen und Studenten. Berlin 1988 (*vergriffen*)
- Nr.3 **Treusch-Dieter, Gerburg:** Die Selbsterschaffung der Frau heute. Das Ende der dreifachen Produktivität des Weiblichen als Materie Mutter und Arbeiterin. Berlin 1989
- Nr.4 **Hahn, Barbara:** Von Berlin nach Krakau. Zur Wiederentdeckung von Rahel Varnhagens Korrespondenz. Berlin 1989
- Nr.5 **Jetschmann, Maxine:** Hannah Arendts Politikbegriff im Spannungsverhältnis von Freiheit und Gemeinsinn. Berlin 1989
- Nr.6 **Ottmüller, Uta:** Körpersprachliche Voraussetzungen der Rationalisierung. Ein Metadiskurs. Berlin 1989
- Nr.7 **Thiele-Knoblösch, Gisela:** Olympe de Gouges - oder Menschenrechte auch für Frauen? Berlin 1989
- Nr.8 **Wobbe, Theresa:** Ein Streit um die akademische Gelehrsamkeit: Die Berufung Mathilde Vaertings (1884-1977) im politischen Konfliktfeld der Weimarer Republik. Berlin 1991
- Nr.9 **Reese, Dagmar:** Eine weibliche Generation in Deutschland im Übergang von der Diktatur zur Demokratie. Berlin 1991
- Nr.10 **Schwickert, Eva-Marie:** Die Moralkritik Carol Gilligans - Aktuelle Herausforderung der philosophischen Ethik. Berlin 1992
- Nr.11 **Bechen, Johanna Gisela:** Ein schön geordnetes Individuum? Versuch einer Annäherung an die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Subjekt-Begriffs im Prozeß weiblicher Subjektivierung. Berlin 1992
- Nr.12 **Hark, Sabine:** Vom Subjekt zur Subjektivität: Feminismus und die Zerstreuung des Subjekts. Berlin 1992

Angelika Ebrecht-Laermann, Diplom und Promotion in Psychologie, Staatsexamen in Germanistik und Politischer Wissenschaft. Derzeit wissenschaftliche Assistentin für Politische Psychologie am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin. Arbeitsschwerpunkte: Psychoanalyse, Kritische Theorie, Feministische Theorie, Psychologiegeschichte, Wissenschaftstheorie, Ästhetische Theorien.

Kontaktadresse: Duisburger Str. 7, 10707 Berlin

- Nr.13 **Landweer, Hilge:** Zur Thematisierung von Subjektivität und Geschlechtlichkeit - Rhetorische Strategien in der Frauenforschung. Berlin 1992
- Nr.14 **Fischer-Defoy, Christine:** Paula Salomon-Lindberg und Charlotte Salomon - eine Liebesgeschichte in Bildern und Gesprächen. Mit Abb. Berlin 1992
- Nr.15 **Patry, Nevenka:** Die Darstellung des weibliche Körpers in der Großplastik der griechischen Antike - Die Frau, ein "verunglückter Mann"? Mit Abb. Berlin 1992
- Nr.16 **Lütgens, Annelie:** Bilder des Weiblichen und Männlichen im Werk Jeanne Mammens um 1910. Mit Abb. Berlin 1992
- Nr.17 **Baumgärtel, Bertina:** Angelika Kauffmann (1741-1807). Zu Selbstentwürfen von Malerinnen der Aufklärung - Selbstbildnisse im Gewand des Herkules am Scheideweg. Mit Abb. Berlin 1992
- Nr.18 **Berger, Renate:** "Moments can change your life". Kreative Krisen im Leben von Tänzerinnen der 20er Jahre. Mit Abb. Berlin 1992
- Nr.19 **Rabelt, Vera:** Feministische Kritik am naturwissenschaftlichen Denken oder: Hat Adam den Apfel nicht verdaurt?. Berlin 1993
- Nr.20 **Christel, Marianne:** Das weibliche Tier - Soziobiologische Konzepte weiblicher Verhaltensweisen. Berlin 1993
- Nr.21 **Auhagen, Ann Elisabeth:** Ein gutes Miteinander: Freundschaft unter Erwachsenen. Berlin 1993
- Nr.22 **Salsch, Maria von:** "Mensch ärger' dich nicht." Ärger und seine Regulierung bei Kindern. Berlin 1993
- Nr.23 **John, Claudia:** "Institutionalisierte Autonomie". Arbeitsbeziehungen von Frauen an der Universität. Berlin 1993
- Nr.24 **Kauke, Marion:** Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Interaktion zwischen Jungen und Mädchen im Grundschulalter im Ost-Berlin. Berlin 1993
- Nr.25 **Kraft, Christiane:** Die Sozialpsychologie von Liebe und Partnerschaft. Berlin 1993
- Nr.26 **Karin Flaake:** Ein eigenes Begehren? Weibliche Adoleszenz und das Verhältnis zu Körperlichkeit und Sexualität. Berlin 1994
- Nr.27 **Kay Sauerteig:** Dilemmata "weiblicher" Wissensbildung - Schlaglichter auf das prekäre Verhältnis von Frau und Geist. Berlin 1994